

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **37 (1955)**

Heft 34

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich

Redaktion: Frau El. Studer-v. Goumouss, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 22, Tel. (051) 2 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdrucker Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 15.50, halbjährlich Fr. 7.50, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhöfen. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Inserationspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inserat-schluss Montag abend

Die Schweizerin und das Problem der Arbeitspause

Von Frau Dr. Bosch-Peter, Präsidentin des Schweiz. Instituts für Hauswirtschaft

Ueber die Arbeitspause in Frauenberufen wurde auch bei uns schon oft diskutiert, doch lassen sich heute noch keine allgemein gültigen Richtlinien aufstellen. Jeder Betrieb und jedes Geschäft arbeitet anders.

Auch unter den Arbeitnehmerinnen sind die Ansichten und Wünsche verschieden. Da sind die Familienmütter, die nach der Arbeit möglichst rasch wieder heim möchten, und namentlich bei der fünf-tage-Woche keine Verlängerung der Arbeitszeit zu-gunsten einer Pause wünschen. Auch die Frauen, die im «Akkord» arbeiten, möchten möglichst viel leisten und verdienen, sie verzichten lieber auf je-de Pause; ob dies zu ihrem Wohl geschieht, ist sehr fraglich. Viele Frauen hingegen würden eine Ar-beitspause sehr begrüssen. Ihr Tagewerk hat lange vor dem Arbeitsbeginn im Betrieb angefangen, mussten sie doch zu Hause noch die Familie be-treuen und den Haushalt besorgen. Ein Arbeits-unterbruch mit der Möglichkeit einer kleinen Zwischenverpflegung wäre für sie die nötige Erholung, um nachher der Arbeit wieder voll gewachsen zu sein. Es gibt viele Betriebe, die wohl gestatten, neben der Arbeit eine kleine Verpflegung einzuneh-men. Muss man dabei aber auf die laufende Ma-schine aufpassen und vielleicht mit schmutzigen Händen essen, so ist das keine Erholung und dür-fe die Arbeitskontinuität kaum verbessern. Für die Arbeitspause sollten ruhige und freundliche Er-holungsräume zur Verfügung stehen mit der Mög-lichkeit, kleine Erfrischungen einzunehmen.

Es hat sich gezeigt, dass in Betrieben mit organi-

sierten Pausen am Morgen oder am Nachmittag der Zeitverlust längst eingeholt werden konnte. Die Ar-beit wurde nach der Pause frischer aufgenommen und die Leistung gesteigert. Von Leiterinnen grös-serer Kantone hörte ich, dass organisierte Pausen kleinere Zeiterluste bedeuten, als wenn es jedem Arbeiter erlaubt ist, seine Zwischenverpflegung zu beliebiger Zeit einzunehmen.

In einem Grossbetrieb wurde die beste Lösung so gefunden: Alle Angestellten, deren Arbeitsdauer mehr als vier Stunden beträgt, erhalten eine Ar-beitspause von 15 Minuten, um sich an einem Buf-fet zu verpflegen. Arbeitszeit und Pausen sind ge-staffelt.

In kleinen Betrieben ist eine gemeinsame Tasse Tee der Zusammenarbeit der Angestellten oft sehr förderlich. Manches Problem, das dem Geschäft zu-gute kommt, wird in dieser Zeit besprochen und gelöst. Natürlich müssen auch diese Teepausen zeitlich limitiert sein.

Bei der Arbeit in sozialen Frauen- und Hilfswer-ken habe ich oft erlebt, wie Leute aus Begeisterung durcharbeiten wollten, aber schon nach kurzer Zeit versagten. Ich bin zur Überzeugung gekommen, dass besonders bei Frauen ein Unterbruch in der Arbeit und eine kurze Erholung sich sehr günstig auf das Betriebsklima auswirken. Die Leute werden weniger übermüdet und sind verträglicher; sie füh-len sich freier und mehr als Menschen. Ich glaube, dass organisierte Arbeitspausen, wo immer sie sich technisch durchführen lassen, den Arbeitnehmerin-nen und dem ganzen Betrieb zum Vorteil reichen.

Vor zehn Jahren

Erinnerung an eine prüfungsreiche Zeit

Liebe, verehrte Frau...

In diesem Frühjahr ergriff in Westberlin die Erinnerung übermächtig Besitz von unserem Den-ken. Zehn Jahre sind nun verfloßen, seit wir in Berlin damals die schlimmste Zeit unseres Lebens durchmachen mussten. Alles war zerschlagen, in uns und um uns. Ich selbst brachte die letzten Tage des Kampfes am Stadtrand zu, bei meiner Schwester, die eben ihren Mann verloren hatte; die Entbehrenungen, das Fehlen aller für seine ge-wächte Gesundheit wichtigen Lebensmittel, das Hinabgeschleppwerden in den kalten Luftschutz-keller hatte er nicht mehr überstanden. Wir erleb-ten fünf Alarme an Tag, fünf in der Nacht. Auch am Beerdigungstage gingen wir unter Fliegeralarm zum Friedhof, unter Fliegeralarm zurück. Nun ruhte er aus, wir aber durchlebten wie einen Al-btraum die letzten Kampfhandlungen, das Auftau-chen der ersten Mongolen, den Verlust unserer Uhren, die Haussuchungen, die Plünderung aller beweglichen Habe, die Schreckensberichte und Schreckenszenen, die allmähliche Flucht auf den Speicher, über die Dächer...

Im Anblick der Lichteffekte, mit dem Anhören des Jöhlns und Singens der fremden Truppen, die zu unserem Glück noch in derselben Nacht auf Lastautos aus der Stadt hinaus gen Osten transpor-tiert wurden, erlebten wir zitternd die Siegesfeier. Drei Tage später erfuhr ich, dass ein älterer In-

genieur aus dem Häuserblock mit drei jungen Frauen, die ihre Arbeitsstätten besuchen wollten, ins Stadtimner marschieren würde. Ich schloss mich ihnen an. Es war ein Dauermarsch von vielen Stunden, vorbei an Posten und Doppelposten frem-der Soldaten, die uns passieren liessen. Zum Teil ging's im Galopp. Nahe beim Anhalter Bahnhof, wo ich seit zehn Jahren wohnte, trennten wir uns.

Mit geringer Hoffnung, das Haus vorzufinden, in dem ich wohnte, ging ich, mich zwischenhinein auf Treppenstufen ausruhend, weiter. Meine Vor-ahnung war leider richtig: Es war abgerannt bis zum letzten Rest. Nicht nur unser schönes, altes Eckhaus am Landwehrkanal, sondern alle neun Häuser der Strassenseite waren durch sinnlose Ver-teidigung geopfert und nach der Erstürmung an-gezündet worden. Dies an einem der allerletzten Kriegstage! Schon zu Anfang Februar hatte ein schwerer Tagesangriff dort die elektrischen Leitun-gen und die Gas- und Wasserröhren gänzlich zer-stört. Türen und Fenster waren hinausgeflogen, so dass nur wenige Bewohner noch dort hausen konnten und so an dieser Stelle wenigstens nicht so viele Menschenleben geopfert wurden. Beim «Europahaus» — dicht am Potsdamer Platz — hat-ten wir ein Treffen unseres Wanderturps verab-redet, um dann den Rückmarsch anzutreten. Ich war als Einzige zur Stelle und wartete lange — nieman kam! So machte ich mich mit Hängen und Bangen

und sehr erschöpft mit meinem schwachen Her-zen allein auf den Weg. Es war ein glühend heis-er Tag trotz der noch frühen Jahreszeit im Mai 1945. An einem Strassenbrunnen löschte ich mit etwas Wasser den brennenden Durst — andere mit mir. Als wir getrunken hatten, stürzten Leute auf uns zu und warnten: Typhusgefahr! Was half's? Es war zu spät; doch immerhin — ich blieb vor der Krankheit bewahrt. Den Heimweg aber schaffte ich nicht. So bat ich einen Strassenpassanten am Bahnhof Friedrichstrasse, der dort Zigarettentum-eln sammelte, er möchte die wenigen Schritte bis zur Dorotheenstrasse, zum ehemaligen Philosophi-schen Seminar der Universität Berlin, wo ich einen grossen Teil meines Lebens zugebracht habe, mit mir gehen. Meine Koffer mit der Habe an Kleidern, Wäsche usw. ein wertvoller Teil meiner Bücher und das wichtigste, das Material zu einer wissen-schaftlichen Forschung, an der ich jahrelang in Basel, Zürich, Paris, Brüssel, Amsterdam und na-türlich auch Berlin gearbeitet hatte — alles ruhte dort. Schliesslich standen wir vor einer Ruine. Doch das Haus gegenüber, die ehemalige Preussische Staatsbibliothek, ein gewaltiger Quaderbau, war in mehreren Partien erhalten, und das alte Ehepaar, das eine Generation hindurch im Philo-sophischen Seminar gewohnt hatte, war dort unter-gebracht. Durch sie beide erfuhr ich vom Verlust meiner Habe. Diese war verbrannt, geplündert! Was dieser Verlust für mich bedeutete, wurde mir erst im Laufe der Nachkriegsjahre klar. Damals, in den ersten Tagen nach dem bitteren Ende, war es für einen jeden das grösste Wunder, dass er über-haupt noch da, dass er «übriggeblieben» war.

Bei den alten Bekannten vom Philosophischen Seminar blieb ich ein paar Tage und Nächte. Dort erlebte ich es mit, wie die Soldaten eine Kuh töte-ten und der Zivilbevölkerung von dem Fleisch ab-gaben. Ich bekam auch etwas davon. So sammelte ich Kraft für die Rückwanderung. Ich hatte mir die Füsse wundgelaufen, und das Herz war matt. Trotz-dem beulte ich mich, zu meiner Schwester zu kom-men. So war ich denn eines Tages, nach etwa vier-tägiger Wanderung, wieder bei meiner Schwe-ster.

Eine Hoffnung war mir geblieben: mein Arbeits-zimmer in den Ruinen von Charlottenburg konnte möglicherweise noch da sein! Dort befand sich seit einigen Jahren der grösste Teil meiner Bücher, dort standen die Regale und der Schreibtisch. Ob mir dies geblieben war, ob ich dort ein Wohn- und Lebensmöglichkeit besass? Zwei Wochen vergingen, ehe ich die mindestens sechsstündige Wanderung von meiner Schwester bis zur Gegend Bahnhof Charlottenburg - Kurfürstendamm unternehmen konnte. Am Ende dieses weiten Weges gab es be-reits die Möglichkeit «einzukehren»: für zwei Mark durfte ich in einem Vorgarten des Kurfürstendam-mes ein Glas schuesslich verfärbtes, bitteres Was-ser, Kaffee genannt, trinken. Endlich stand ich dann vor der Ruine, die meine Bücher barg. Und siehe da, sie wenigstens war in den Fragmenten, die ich bereits kannte, erhalten geblieben. Nur die Verwal-terleute und eine total Abgebrannte hausten dort. Ich beschloss, mich zu ihnen zu gesellen. Bald kam noch ein junger Physiker, Assistent an der Techni-schen Hochschule, dazu, aber auf lange Zeit sonst niemand. Das Zimmer, in dem meine letzten Bücher standen, hatte nur zwei Wände und natürlich weder Fenster noch Türe, dazu ein Riesenloch in der Wand zum Badezimmer. Der dahinter liegende Raum aber war dreiwändig. Dort konnte ich nachts ruhen. Am Tag wurde sogleich gearbeitet. Zuerst,

Wachsender Mond

Goldene Gondel! Unbeirrt
Von den Geschicken der Welt
Gleitest du ruhig wie immer
Durch die unendliche Flut.

Was trägt du in deiner Wölbung
Durch die Himmel als köstliches Gut?
Unsterbliches Sternesgeschmeid
Hoher Gedanken?
Unsägliche Herzeleid,
Darin sie ertranken?

Stumm wanderst du leise dahin,
Einem andern Morgen entgegen.
Könnt ich mit gleichem Beginn
Mein Sein in dein Wachsendes legen!

Olga Brand

einige Wochen lang, entstäubte ich meine Bücher und schüttelte Kalk und Glassplitter heraus. Aus-ser den Fenstern hatten natürlich auch die Scheiben der Bücherschränke daran glauben müssen. Einen grossen Vorteil, beste Sicherung gegen Plünderer, bot der grässliche Anblick unserer Ruine, die einst ein schönes Haus gewesen war. Die Vorderfront war abgerissen, der Vorderaufgang zerstört. Zugang gab es nur über die halbscherische Wendeltreppe vom Hinterhaus. Das Ganze sah so erschreckend, so sehr nach Zusammenbruch und Lebensgefahr aus, dass sich kein frauensuchender und kein plündernder Soldat — sogar kein plündernder Landsmann, deren es auch in Hülle und Fülle gab — durch die Bohlentür wagte, die der schlaue Verwalter ausser-dem noch ganz schief eingehängt hatte. In meinen nach hinten gelegenen Schlafraum drang ungehin-dert die frische Luft ein. Bei winterlicher Tempera-tur ein wenig zu viel: mein Maximum betrug dann zwei Grad unter Null, der Tiefpunkt lag bei sieben Grad minus — als Zimmer-Wärme! Damals war meine ständige Rede: ich komme mir vor wie Ro-binson. Es fehlte an allem. Jeder Nagel, jede Näh-nadel, jeder Garnfaden war ein grosser Fund, be-deutete schönen Fortschritt! Elektrizität gab es in unserem Teil Charlottenburgs sehr früh. Gas sehr spät, besonders in unserem Haus, das erst 1947/48 notdürftig repariert worden war und noch heute von der Strassenfront her erbärmlich aussieht. An-ders im Innern. Da konnte bereits 1946 für 600 Mark eine unverputzte, also die rohen Steine prä-sentierende Wand wieder aufgebaut werden in dem Zimmer, das meine Bücher barg. Vor die Fenster kam Eisenplatte, später eine kleine Fensterseiche. Der Verwalter «organisierte» das alles und liess es mich dann für «schweres Geld abkaufen». «Geld» hiess bald nur noch: Kaffee und Zigaretten. Und da ich liebe Freunde im Ausland hatte, die an mich dach-ten, sobald die erste Möglichkeit dazu bestand, konnte ich mir allmählich einige Fensterscheiben einsetzen lassen, einen winzigen elektrischen Ko-cher beschaffen und etwas Holz und Kohlen ein-tauschen. Immer noch war es doch so kalt, dass der Winter 1946/47 mir eine schwere Rippenfellentzündung einbrachte.

Wie diese Erkrankung herausgefunden und wie sie «behandelt» wurde, das möchte man heute sel-ber kaum glauben. Ich durfte mir am 31. Dezember 1946 aus der «City», der Friedrichstadt, ein Zwei-kilo-Päckchen von einer lieben Braut Freundin ab-

Anna Carroll Im Sturm zu Glück und Sieg Von Hollister Noble

«Es war kurzzeitig und naiv von uns», rief Anna aus, «dass wir nicht mit der Möglichkeit von Kom-plikationen gerechnet haben. Mir tun nur meine ar-men Verwandten leid. Ich schäme mich in Grund und Boden und könnte es mir niemals verzeihen, wenn sie meinewillen Unannehmlichkeiten hätten. Am liebsten möchte ich umziehen...»

«Jetzt noch nicht», wendete Evans ein. «Du würdest damit nur die Lage verschlimmern. Ich ver-schwinde morgen im Denton-Haus, draussen im Ha-fen, und verhalte mich eine Weile ganz still. Und du verbringe dich ein paar Tage in der Bibliothek.»

Unterwegs ins Hotel wurden sie auf den verlassenen Strassen zweimal von Streifen angehalten, durften aber gleich wieder weiterfahren, als Evans die Passierscheine vorwies, die er sofort nach ihrer Ankunft bei Frémont besorgt hatte.

«Wir können doch im Planters House auch nicht ungünstig sprechen», sagte Anna unvermittelt.

«Ich weiss nur eines einzigen Auswegs», meinte Evans nach kurzer Überlegung, «obwohl es mir widerstrebt, ihn vorzuschlagen: wir müssen in mein Zimmer gehen. Du könntest ein paar Minuten hinauf-kommen, ich habe dir zwei Briefe und ein dringendes Telegramm zu zeigen, die heute nachmittags von Scott eingetroffen sind. Es ist ohne weiteres mög-lich, dass man uns beobachtet», fügte er bekümmert hinzu, «aber dagegen lässt sich nichts tun. Unsere Zeit ist sehr knapp.»

«Also gut», stimmte Anna widerwillig zu. «Du magst recht haben. Ich fürchte aber, mit der Freund-lichkeit, die man uns hier beim Empfang entgegen-gebracht hat, wird es bald vorbei sein.»

Sie hatten inzwischen das Hotel erreicht. «Geh auf fünf Minuten in das Damenoyer», flüsterte er ihr beim Aussteigen zu. «Von dort führt eine Stiege hinauf. Ich begehbe mich inzwischen in mein Zimmer, und du komm nach: Nummer 264, am Ende des Ganges, im nächsten Stock. Ich lasse die Tür offen.»

Zu Annas Beruhigung war das Damenoyer über-füllt. Sie beschäftigte sich fünf Minuten mit ihrem Hut vor dem Spiegel, ging dann langsam hinauf und schlüpfte unbemerkt in Evans' Zimmer. Die Einrich-tung des kleinen Raumes bestand lediglich aus einem schmalen Messingbett, einem riesigen Klei-derkasten, einem runden Tisch mit einem Berg Zei-tungen darauf, zwei Sesseln mit geraden Rücken-lehnen und einem schmalen, abgetretenen Läufer.

«Ich bekam keinen anderen Raum, in dem ich al-lein sein kann», entschuldigte er sich. Evans bot Anna einen Sessel an. «Die anderen Zimmer sind schon vier- und fünfjährig überbelegt.»

Er nahm ihr gegenüber Platz und zog einen Pack Briefe aus der Innentasche seines Rockes.

«Die Sache gefällt mir nicht — ganz und gar nicht», begann er, in Gedanken versunken. «Hier sind Scotts letzte Briefe. Sie enthalten nicht viel. Er will nur einen Bericht über den Bau der Kanonen-boote haben und von dir erfahren, wie hoch du das gesamte rollende Material schätzt. Das wirklich Ausschlaggebende steht in diesem Telegramm.»

Sie rückte zum Tisch und beugte sich über das Blatt. Evans hatte über die präzise Schrift des Tele-graphisten den entschlossenen Wortlaut gekritzelt. «Kannst du es entziffern?», fragte er hilfsbereit.

«Ja, danke.» Sie las halblaut: «Um Frémont nicht kümmern. Wird im November durch General Hal-lock ersetzt. Dies streng vertraulich. Benötige in längstens zwei Wochen eingehenden Bericht über die Einzelheiten für den geplanten Vorstoss auf dem Fluss, da alles andere davon abhängt. Vorbereitun-gen für die Einnahme von New Orleans durch die Flotte vom Meer her fast abgeschlossen. Bates und Lincoln haben sich endgültig für das kombinierte Flussprojekt entschieden. Senden Sie an Unter-lagen, was Sie haben. Gezeichnet: T. A. S.» Dann sind sie also für den New-Orleans-Plan», meinte Anna und warf Evans, der zusammengekauert auf der Bettkante sass, einen besorgten Blick zu.

«Es sieht so aus», stimmte er bei. Er erhob sich und trat an den Tisch. «Senden Sie an Unterlagen, was Sie haben», wiederholte er Scotts letzte Phrase und lachte bitter. «Was können wir ihnen bieten? Berichte über Unterredungen mit sieben komman-dierenden Generalen und neunundzwanzig Stabs-offizieren im Raum zwischen Cincinnati und St. Louis, aber kein einziger von ihnen hat auch nur ein Fünkchen Vertrauen zu dem Abenteuer von New Orleans. Obendrein betrachtet man in ganz Missouri und auch vielfach in dieser Stadt die Union bereits als erledigt. Und wer führt hier draussen den Oberbefehl? Niemand! Meines Erachtens kann die Union einen wirksamen Schlag nur dann füh-ren, wenn sie ihn gegen das Kerngebiet der Aufstän-dischen richtet, und nicht gegen irgend einen Rand-streifen. Einen solchen Schlag aber will der Norden bestimmt nicht führen, wie allein schon die Hal-tung der Generale beweist. Sie sehen im Süden eine Blüthe der Pandora, die niemand zu öffnen wagt. Eine gesamtamerikanische Regierung vermag sich jedoch nur zu halten, wenn sie die Nutschublinien der Aufständischen zerschlägt, die Eisenbahnlini-

besetzt und so weit nach Süden vorstösst, dass sie die Neger erreicht und bewaffnen kann. Man muss sie in die kämpfenden Verbände eingliedern.»

Evans hatte sich derart in Eifer gesetzt, dass er mit der Faust auf den Tisch hieb. «Das alles müs-sen wir ihnen in Washington erzählen», rief er aus, «und ihnen offen sagen, dass wir sofort einen neuen strategischen Plan brauchen, einen ganz anderen!» Er stockte plötzlich: «Aber — was für ein Plan soll es sein?»

Anna seufzte. Ihre Augen brannten, ihr Gesicht spannte, so müde war sie.

Evans sah sie aufmerksam an. Seine Stimme wur-de plötzlich weich, und er sagte: «Es ist sehr spät geworden, Anna. Wir wollen die Sache überschla-fen. Komm, ich fahre dich nach Hause.»

Sein geänderter Ton riss sie aus ihren unersön-lichen Betrachtungen heraus und erinnerte sie daran, dass Mitternacht längst vorbei war und sie mit Evans allein in seinem Zimmer sass. Sie blickte in dem kleinen, kahlen, raucherfüllten Raum um sich und stellte erschrocken fest, dass sie gar nicht nach Hause wollte. Denn hier, an der Seite dieses Mannes, fühlte sie sich daheim. Sie gehörte nur dorthin, wo er war. Dieses Bewusstsein gab ihr neue Kraft. Unvermittelt kam sie zu der Erkenntnis, dass im Laufe der letzten aufregenden Wochen Lem und sie, die ursprünglich nur Bekannte gewesen, auf der gemeinsamen Fahrt gute Freunde und schliesslich zwei Menschen geworden waren, die nun einander als Mann und Frau unverhüllt in die Augen blick-ten.

Anna las aus seinem Blick, der unverwandt auf ihr ruhte, dass auch er eben die gleiche Entdeckung gemacht haben mochte.

«Anna, Liebste», begann er und brach ab.

(Fortsetzung folgt)

helen. Mir war an dem Tag unbehaglich zumute, ich fühlte mich schwach und fr entsetzlich, wohl freilich die Ausstemperatur mit etwa 18 Grad minus hinreichend Anlass bot. Die Freude über meinen Paketinhalt — 1 Pfund Butter, ein Pfund Wurst, ein Pfund Käse, ein Pfund Speck — war riesengross. Doch — ich blieb auch nach einer guten Mahlzeit matt und leidend. Am nächsten Morgen wollte ich zu meiner Schwester aufbrechen, aber ich konnte nicht aufstehen. Einen Tag lang lag ich bei grosser Kälte wie angegelft fest. Durch das Loch zum Badezimmer strömte es eiskalt. Meine «freundliche» Wirtin, die inzwischen aus den gefahrenlosen Gefilden, in die sie sich während der Schreckensjahre Berlins zurückgezogen hatte, heimgekehrt war, öffnete dort Tag und Nacht das Fenster, um mich zu «vergraulen», zu verjagen. Dass ich ihr das Anrecht auf die Wohnung durch Mietung meines Arbeitsraums gesichert hatte, war ihrer Erinnerung entglitten. Solche Arten von «Gedächtnisschwund» waren damals an der Tagesordnung. Bis zum Morgen des 2. Januar musste ich ausharren, immer stärker nach Atem ringend. Dann kroch ich zur Tür und rief eine dort arbeitende «Trümmerfrau», die mir die Verwaltersfrau herholte. Nur weil ihr die Ärztin aus dem Nebenhaus gut bekannt war — sie war oft zu Gefahrenzeiten in unsern Luftschutzkeller gekommen — liess sich diese zu einem Hausbesuch überreden. Sie stellte angehende Lungenentzündung fest. Ich kriegte eine Spritze, die Schmerz und Atemnot linderte — und wurde zum nächsten Nachmittag in die Praxis bestellt! Bei 18 Grad unter Null! Auch dieses Nachbarhaus war ruiniert: keine Hausrück, keine Flurfenster, keine Treppenbeleuchtung. Ich hatte noch einen warmen Mantel aus abgeschabtem Kaninchenfell. Er tat seine Dienste. Liefen wir doch damals alle in «Rüberzivil» herum — und wir tun es zum Teil auch heute noch. Die wirtschaftliche Lage der sogenannten freien, das heisst nicht beamteten Intellektuellen in meiner Vaterstadt ist eine Sache für sich und verdient eine Sonderbehandlung. Also, der Weg zur Ärztin wurde überstanden. Schlimmer war das Warten in ihrem ungeheizten Raum mit 8 bis 10 Leidensgefährten. Es währte über eine Stunde. Am allerschlimmsten jedoch erwies sich die Konsultation. Inzwischen war die elektrische Sperrstunde eingetreten. Ein trübes Kerzlein brannte im Spechzimmer. Temperatur: um den Gefrierpunkt herum. Die Ärztin stöhnte: «Was soll ich bloss mit Ihnen machen? Ich muss Sie untersuchen, aber ich habe schreckliche Angst. Sie könnten sich bei mir den Tod holen!» Schliesslich einigten wir uns darauf, dass ich fast anbehielt und sie trotzdem zu «hören» versuchte. Es gelang bei der Heftigkeit der Erkrankung: Rippenfell, nicht Lungenentzündung. Die Behandlung erstreckte sich über Monate, denn man wurde in einem solchen Trümmerhaus eigentlich nie warm. Die häufige Kurzwellen-Bestrahlung half schliesslich doch, aber im nächsten Winter, fast auf den gleichen Tag, stellte sich das-

selbe Leiden ein. Etwas war seltsam: nicht ein ein Schnupfen kriegte ich in all den kalten Wintern und Jahren. Er ist bei der gewohnten Wärme — heute bei Zentralheizung — mein Lebensgeleiter. Der Arzt schob es auf die Assimilationsfähigkeit. Sie zeigte sich auch auf andern Gebieten, aus Selbsterhaltungstrieb, wie ich glaube. Denn was blieb schliesslich übrig, als sich den veränderten Verhältnissen anzupassen? Einfach ist es nicht, um Jahrhunderte zurückgeworfen zu sein, von einem relativ hohen Stand der Zivilisation in Urzeiten gestürzt zu werden, in denen das Streichholz, die Kerze, das Wasser und gar die Wasserleitung, Gas und Elektrizität Wunderdinge sind.

Nicht viel anders im Beruflichen. Eben noch befasst mit geistigen Dingen, schwebend in philosophischen Gedankengängen — und nun? Der erlösende Gedanke bei der Mehrzahl von sogenannten Intellektuellen aus den freien Berufen: Privatunterricht, vor allem in den Sprachen. Aber wie zu Schülern kommen? Zeitungen — gibt es nicht; Radio — gibt es nicht; Verbindung mit Bekannten, die empfehlen könnten — gibt es nicht; Schulerunterricht — gibt es noch nicht, die Mehrzahl der Kinder und Lehrer ist noch verlagert.

Not macht erfindlich. In jenen Tagen wurde eine neue Art von Propaganda, die «Baumreklame», entdeckt. Unsere Strassen hatten damals noch viele Bäume, die zum grossen Teil angekehrt oder halb verbrannt waren. Meistens war aber der Stamm noch da, und der — genügt! Eine Schreibmaschine gab es in unserem Ruinenhaus. Etwas Papier hatte ich auch. Also flugs eine Briefkarte her und angekündigt: «Sprachunterricht, Englisch, Französisch, Latein, Griechisch, Hebräisch.» Name und Adresse wurden beigefügt und die Karten an sechs Stellen in der Umgebung an Bäumen befestigt. Und siehe da, für Englisch begann es zu «strömen». Französisch folgte im Abstand. Zu Lateinstunden kamen angehende Mediziner. Für Hebräisch ein paar Zwölfjährige, die im Dritten Reich verborgen gelebt hatten und nun mit ihren Eltern nach Amerika gehen wollten, zuvor aber Mitglieder der jüdischen Gemeinde und zum Hebräisch-Lernen fähig sein mussten. Innerhalb mehrerer Jahre meldete sich für Griechisch nie ein Interessent, auch nie ein Ausländer für Deutschunterricht. Erst nach Jahren kam ein Philosoph, aber nun nicht mehr durch «Baumreklame». Sie wurde, als wieder Zeitungen erschielen und die Behörden arbeiteten, verboten. Wie es in dieser Zeit eines bereits wieder «gehobenen» Kulturzustandes weiterging im täglichen Leben und im Beruf, werde ich ein anderes Mal erzählen. Dabei will ich versuchen, das Schlimme mit Humor zu vergelten. In den ärgsten Zeiten, den gefährlichsten Situationen, haben manche von uns Überlebener ihn bewahrt, als Stütze für uns selbst und für die andern, die in unserer Grossstadt nicht so verwurzelt waren.

Ich grüsse Sie herzlich und dankbar!
Stets Ihre G. J.

Länderliste sagt uns, wie stark der Aufstieg der Frauen in den kleineren, sogenannt «zurückgebliebenen» Ländern heute ist mit ihren Ärztinnen, Juristinnen, Lehrerinnen höherer Schulen, ja Dozentinnen, die in einem nationalen Verband der Akademikerinnen zusammengeschlossen sind: Chile, Cuba, Haiti, Libanon, Nicaragua, Pakistan, Peru, Spanien, Türkei, Dominikanische Republik. Die Vertreterinnen der Philippinen und Thailands in ihren farbenreichen Gewändern waren schon jetzt anwesend und zeigten uns mit grossem Stolz den Film, der über die Konferenz von Manila gedreht worden war.

Die Versammlung nahm ferner einige Resolutionen an, so über die technische Arbeitshilfe der Vereinten Nationen und die Beteiligung der Frauen; über das Studium der Halbtags-Arbeit der Frauen; sie empfiehlt eine Umfrage bei den Nationalverbänden über den Gebrauch, die Absolventinnen der Hochschulen von ihren Diplomen machen, und das Ergebnis dann der UNO-Kommission zustellen, welche das Statut der Frau studiert; ferner wurden Beschlüsse gefasst über besondere Arbeiten in den Ländern Latein-Amerikas, wo voraussichtlich eine Regional-Konferenz stattfinden wird. Selbstverständlich ist nach wie vor von grosser Bedeutung für den Verband das Stipendienwesen, das namhaften Gelehrten unter den Frauen Sonderforschungen erlaubt. (Ausgesetzte Summe im vergangenen Jahr 50 000 Franken, neben den zahlreichen Stipendien der Nationalverbände.) Und Lichtblick und Erleichterung für Emigrantinnen, die in deutschen und österreichischen Lagern leben müssen, bedeutet die Arbeit des Hilfskomitees, geleitet mit starkem persönlichem Einsatz durch Frau Dr. Hegg-Hoffet (Bern).

Bundesrat und Regierungsrat des Staates Bern liessen es sich nicht nehmen, die «University Women» aus aller Welt durch einen lebenswürdigen Empfang in der Berner Rathaushalle zu ehren. Bundesrat Lepori war anwesend, aber da er nicht in «seinem» Hause empfing, überliess er zu dem Regierungsrat D. Buri, die Begrüssungsworte zu sprechen. Dieser betonte in seinen Ausführungen, wie die gegenwärtige Lage sich für die wissenschaftliche Forschung günstig erweise und zeigte sich anschliessend als gesichteter und interessanter Führer durch die schönen Räume des alten Hauses. Die Präsidentin dankte den Behörden, aber auch den schweizerischen Akademikerinnen für die Gastfreundschaft und hob deren Bemühungen um internationale Verständigung hervor. Nach diesem Empfang folgte bei einigen bernischen Akademikerinnen ein privater Empfang, der eine noch bessere und herzlichere Kontaktnahme ermöglichte und allen Teilnehmerinnen grosse Freude bereitete. — Der Schweizerische Verband der Akademikerinnen hatte auf dem Gurten selbst zu einem Empfang geladen, an dem die Präsidentin, Frau Dr. Henriette einige gute Einführungsworte über das Typische der schweizerischen Demokratie sprach und anschliessend einige sicher nicht überflüssige Erläuterungen über die langsame Entwicklung der politischen Rechte der Schweizer Frau... Schweizerische Delegierte im Council war die «past president» Dr. Alice Keller, Basel.

Eine Stadtrundfahrt, kleinere und grössere Ausflüge sorgten für die nötige Entspannung, folgte doch für manche der Teilnehmerinnen gleich nach Schluss der Tagung auch auf dem Gurten-Kulm (nicht in Herzogenbuchsee wie zuerst beabsichtigt) ein Unesco-Seminar mit dem Thema: «Die Rolle der Akademikerin in einer sich verändernden Welt.» Man fühlt es immer wieder bei solchen Zusammenkünften, wie gerade die Frauen der neu aufgebauten Länder mit grossem Ernst und Verantwortungsgewiss sich ihrer Aufgabe bewusst sind und die Erfahrungen ihrer Schwestern in den «alten» Ländern brauchen und freudig zu nutzen wissen.

A. Debrüt-Vogel

Carlyle über die Arbeit

Alle Menschen, wenn sie nicht arbeiten wie von den Augen eines grossen Aufsehers, arbeiten falsch und zum Unglück für sich selbst.

*

Es wird ein Tag kommen, an dem der, welcher nicht arbeiten will, es nicht für geraten halten wird, sich in unserem Bereich des Sonnensystems zu zeigen, sondern sich anderwärts umsehen mag, ob irgendwo ein fauler Planet sei.

Politisches und anderes

Das Parlament der Auslandsschweizer

In Zürich fand der 33. Auslandsschweizerkongress statt, zu dem sich 360 Landsteuere aus allen fünf Erdteilen eingefunden hatten. Zur Besprechung kamen: Kriegsschadenfrage, Schaffung eines Solidaritätsfonds für die künftigen Kriegsschäden und Neuordnung der Militärpflichtersatzsteuer. Die Begrüssungssprache hielt Bundesrat Lepori.

Die Schweiz in der sudanesischen Überwachungskommission

Die Vertreter aller sudanesischen Parteien haben beschlossen, Grossbritannien und Ägypten zu ersuchen, eine internationale Kommission für die Überwachung der Wahlen zu berufen. In dieser Kommission sollen auch Vertreter der Schweiz fungieren.

Abschluss der Genfer Atomkonferenz

Am Samstag ist die erste internationale Konferenz für die friedliche Verwendung der Atomkraft zu Ende gegangen. Es war die grösste wissenschaftliche Tagung, an der 73 Nationen mit 1400 Delegierten und 3000 Beobachtern von akademischen und industriellen Institutionen teilgenommen haben.

Schwere Unruhen in Nordafrika

In Marokko und Algerien sind am vergangenen Samstag, an dem sich die Absetzung des Sultans jähre, blutige Unruhen ausgebrochen. Nach offiziellen Schätzungen dürfte die Zahl der Opfer die 1000er Grenze überschreiten.

Moskau nimmt Adenauers Vorschläge an

Die Sowjetregierung hat Bundeskanzler Adenauers Vorschläge für die Besprechung der Wiedervereinigung Deutschlands in Moskau angenommen.

Meuterei im Süd-Sudan

Unter den sudanesischen Truppen im nicht-mohammedanischen Süden des Landes, ist eine Meuterei ausgebrochen. Die Regierung von Khartoum hat starke militärische Einheiten gegen die rund 1000 meuternden Soldaten aufgeben.

Antilawojetischer Kongress in Lateinamerika

In Rio de Janeiro begann der 2. Kongress gegen sowjetische Einmischung in Lateinamerika. Der Kongress vereint Vertreter von 20 lateinamerikanischen Ländern.

Die Totalsynthese eines lebenswichtigen Hormons

In den Forschungslaboratorien der Ciba ist es erstmals Dr. A. Wettstein und Dr. J. Schmidlin gelungen, das wirksamste lebenserhaltende Hormon der Nebennierenrinde total künstlich herzustellen.

Internationaler Kongress für die Verbrechensverhinderung

Am Genfer Sitz der Vereinten Nationen ist der erste internationale Kongress für Fragen der Verbrechensverhinderung und des Strafvollzugs eröffnet worden. Daran nehmen 500 Delegierte aus 65 Ländern teil. Die Länder hinter dem Eisernen Vorhang haben der Einladung zur Teilnahme an der Konferenz keine Folge geleistet. Zum Konferenzpräsidenten wurde Alt-Bundesrat von Steiger gewählt.

Haushalts-Universität in Dänemark

Dänemark besitzt die erste und bisher noch einzige Hochschule für Haushaltsfragen in Europa. Wissenschaft und Praxis wirken an der Haushaltsuniversität Aarhus zusammen, um Lehrkräfte für die Haushaltsschulen im ganzen Lande auszubilden.

Eine Frau in der Leitung des Britischen Museums

Zur stellvertretenden Konservatorin der Abteilung für Geologie am Britischen Museum für Naturgeschichte in London, wurde Dr. Helen Marguerite Muir Wood ernannt. Dr. Muir Wood ist die erste Frau, die eine solche Stellung am Museum erreicht hat.

All-Bundesrat Minger gestorben

Am Dienstag ist in Schüpfen alt Bundesrat Rudolf Minger im Alter von 74 Jahren gestorben. Bundesrat Minger gehörte während 12 Jahren unserer Landesregierung als Vorsteher des Militärdepartementes an.

Abgeschlossen Dienstag, 23. August 1955. cf

Nachdem die Männer in Genf getagt hatten —

trafen sich die Frauen auf der friedlichen Gurtenhöhe bei Bern, nämlich der internationale Verband der Akademikerinnen, der dort sein 36. Council-Meeting abhielt. Versammelt waren der internationale Vorstand, je eine Delegierte von 32 Nationalverbänden (34 waren bis jetzt angeschlossen), die Präsidentinnen der Kommissionen und einige «Beobachterinnen». Dazu gesellten sich bei manchen Anlässen mehrere Mitglieder der Sektion Bern des Schweizerischen Verbandes, dem mit der Organisation der Tagung vom 3. bis 11. August viel Ehre, aber auch viel Arbeit zugefallen ist.

Geleitet wird der Verband gegenwärtig durch Dr. Dorothy Leet, einer Amerikanerin, die in

Paris lebt als Vorsteherin von «Reid Hall», dem amerikanischen Studienzentrum. Ihre kluge, weitoffene Art trug gewiss viel dazu bei, den Kontakt zwischen den Delegierten so verschiedener Nationen rasch zu vermitteln und aufrecht zu erhalten. Sie wurde in ihren Bemühungen unterstützt durch die beiden ehemaligen Präsidentinnen, Dean A. Vibert-Douglas, Astronomin aus Canada, und Professor Moran, Irland, gewählt am internationalen Kongress in Zürich 1950; ferner durch die Vizepräsidentinnen, Dr. Batho, London, Redaktorin des internationalen Nachrichtenblattes, und die vielseitige und vielsprachige Holländerin, J. F. Schouwenaar-Franssen, nicht zu vergessen die Kassierin, die italienische Ingenieurin Dr. A. Racheli, die durch Heirat Schweizerin geworden ist und der die Mailänder Akademikerinnen das grosszügige Wohnheim «Casa della Laureata» verdanken.

Hauptzweck der Tagung

war neben der Berichterstattung die Vorbereitung des nächsten internationalen Kongresses in Paris 1956. Nach der Regional-Zusammenkunft in Manila im Januar 1955, die den Akademikerinnen Asiens und des Pazifik das Tagereichtern sollte, werden sich die Schweizerinnen freuen, dass ein etwas leichter erreichbarer Ort für den Kongress gewählt wurde, und sie werden sicher zahlreich an den Verhandlungen teilnehmen! — Dann galt es Neu-Aufnahmen zu bewilligen, und gerade diese

KÜHLSCHRANKFABRIK **Imber** A. G.
ZÜRICH 3
KOMPLETTE BUFFET- UND OFFICEANLAGEN, KÜHLSCHRÄNKE, KÜHLVITRINEN, GLACEANLAGEN
1863 **90** 1953

Das Glück im Winkel

Wer kennt nicht den Zimmerberg, diese Seitenmoräne des einstigen Lintthletschers, eines sehr ehrwürdigen Herrn, am linken Ufer des Zürichsees? Kaum etwas Reizvolleres kann ich mir denken, als im Frühling und Frühsommer über seine Hügel und durch seine Wälder zu streifen, zu Fuss oder mit dem Velo. Obwohl ich ein Stadtkind bin — oder gerade deshalb, ein Stadtkind mit der ewigen Sehnsucht nach einer ländlichen Umgebung — hier, in meiner Wahlheimat, fühle ich mich tiefst verwurzelt und geborgen. Gewiss, es gibt grossartigere, strahlendere Landschaften; aber diese hier, diese intime, durch die Albiskette begrenzte, herb-schlichte kleine Welt hat es mir angefallen.

Die Kirche Kilchberg liegt prächtig friedvoll im grossen, duftenden Blumenbeet ihres Kirchhofs. Gleich dahinter beginnt die grüne Landschaft mit Matten und Wäldern. Das leicht gewundene Strässchen führt über den Bergrücken, der sich links zum See, rechts zum Sihlthal abtacht, und immer wieder reizvoll wechselnde Ausblicke gewährt. Überall werden Erinnerungen wach: wenn ich nun abzuweiche von dieser sonntags von den Stadtzürchern vielbegangenen Höhenpromenade der Nidelbadstrasse, um ins Wäldchen links und rechts der «Hohen Gasse» einzubiegen. Hier hole ich jedes Frühjahr den frisch erblühten Waldmeister für den zartduftenden Maitrank. Schon stetig dahinter die grünbewaldete Kuppe auf, das Kopholz, wohin wir früher, als unsere Kinder noch im Pfadlalter waren, durch Schnee und Nebel zur Waldweihnacht

pilgernten... Jedes Jahr wurde ein anderes Bäumchen zur Feier erkoren. Wie sind sie gewachsen, die Kinder und die Tännchen, in all den Jahren!

Und weiter geht's, dem Waldrand entlang, an den geräumten Bauernhöfen vom Hintern und Vorderen Längsmaos vorbei. Ich liebe den Blick in's Sihlthal, diesen Hänge, Wälder und Wiesen je nach Bedeutung, Tages- und Jahreszeit immer anders sind, jedoch in allen Schattierungen von Gelb, Grün, Grau und Schwarz das Gemüt wundersam beschwignen. Und immer begleitet mich rechts die sanft geschwungene, baumgekrante Augenbraue des Albigrats. Links aber quaken fröhlich die Frösche und locken zu Entdeckungsfahrten ins verwunschene Ried, zu den Libellen und Seerosen der Leilächer. Stille Waldwege führen über bewaldeten Moränenrät, zurück an den heiteren Walden. Dort winken schon, eingebettet in saftige Matten und gesegnete Obstbäume, die heimeligen Giebel des Welters Sihlhalde, einer Bauernwirtschaft alten Stils, deren Portionen von «gemischtem Braten garniert», selbst der bäumigste Bubenappetit kaum bewältigen kann.

Von hier aus wohin sich wenden? Ueber den Etzlberg an der Kiesgrube vorbei längs dem Moränenkamm über den wunderbar kühlen Waldhöhenweg, zum Horgerberg und seinem besonnenen Bergweiber, oder über den hinteren Gattiker Weiler zum Waldweiber und seinen stillen Seerosen, seinen Sonnen- und Schattenplätzen, seinen Nixenrutz zum Bade — oder rechts an murelmelnden Bächen entlang durch die gepflegten Wege des Sihlwalds?

Unzählig sind die Möglichkeiten! Welche Ruhe überall! Wie ist dies möglich, an der Schwelle der Grossstadt? Auf allen Wegen Sonntagssfahrverbot! Leidenschaftlich empfinde ich, wie sehr der moderne Mensch den Frieden sucht, den Frieden braucht. Ein Eldorado der Vögel und Rehe. Kein Lärm der Motorisiertheit dringt in diese tiefe Waldstille.

Gewiss: der Arzt, der Kaufmann, der Architekt, der Industrielle, sie brauchen das Motorfahrzeug zu ihrem Beruf. Aber alle die anderen, brauchen sie das Auto für die Jagd nach dem Glück? Neid des Besitzlosen? höre ich flüsternd. Nicht wahr, Mann und Motor — das hört sich gut. Der männliche Motor. Die beiden M! Aber Frau und Motor? Das passt wie die Faust auf den Auge. Die Faust des ratternden Motors auf dem Auge der Frau, dass es vor lauter Motor nichts anderes mehr sieht. Nein! Frau und Natur soll es heissen. Wo der Motor im Leben der Frau zum Tyrannen wird, da ist es schillim bestellt um die Welt.

Ein Lehrer erzählte mir, dass die Eltern einer seiner Schülerinnen nur leben und sparen, um sich einen Wagen zu leisten, um ihn monatsweise einzulösen, indem sie die Verkehrssteuer bezahlen, was ihnen nicht immer gelingt. Für die Schullehre des Kindes aber reicht das Geld nicht. Liegt es nicht an der Frau, dem Motorenfimmel des Mannes in einem solchen Falle Einhalt zu gebieten? Ihn zu den stillen Quellen der Natur zurückzuführen? Sagt mir: bin ich hoffnungslos altmodisch und hinterwäldlerisch? Es muss wohl so sein, denn die an Motorisier erkrankten Menschen kann ich nicht verstehen. O kommt mit auf die abseitigen Wege am

Waldrand, legt Euch in den Waldmeister, unter das grünelnde Laubdach! Ihr werdet den Frieden finden, das Glück im grünen Winkel.

Emmy Rogivue-Waser

Bücher und Zeitschriften

«Mohnblüten», von Flandrina v. Salis, siebenund-sechzigste Veröffentlichung der VOB Olden 1955, Auflage 570 num. Exempl.

Mohnblüten, abendländische Haiku nennt Flandrina v. Salis ihr erstes, in japanischem Versmass geschriebenes, dichterisches Werk, das auf Veranlassung von William Matheson bei der VOB (Veranlassung Oliner Bücherfreunde) «soeben» erschien. In acht Japan-Seide gebunden und in raffraffellen Pappbänden bietet sich, auf weissem Zerklüft-Büchlein (Handarbeit der Werkstatt Hugo Pellet, Solothurn), bibliophil gestaltet, der poetische Ertrag der jungen Blindnerin.

Schlicht, in der gehaltenen Art fern-östlicher Lyrik antworten reifreife Dreizeiler in der fünf — sieben — fünf Silbenzahl auf Anruf und Geheiss der Natur.

Das Haiku, die kürzeste Ausdrucksform japanischer Lyrik, verkörpert den Inbegriff der Erhabenheit von Stil und Aufbau. Im Japanischen gilt das Haiku als Schule der Disziplin und Konzentration, es verlangt vom Dichter ästhetische Handhabung der Sprachgestaltung und völlige Hingabe an die Meditation. Kyoshi Takahama definiert den Genre dieser Poesie als «expression spontanée des sentiments et de la vie à travers les quatre saisons».



Die Handschrift im Dienste der Selbsterkenntnis

«In uns ist alles», sagt ein Wort des Dichters Hölderlin, und es ist damit gemeint, dass alle Kräfte, Eigenschaften und Fähigkeiten, kurz, alles was menschlich ist, in uns selber liegt. Um dies aber zu erkennen, müssen wir nicht nur beim Mitmenschen nach seinem innersten Wesen suchen, sondern auch einen Blick in unser eigenes Ich werfen. Denn nur wer sich selber versteht, kann auch die andern verstehen. Es genügt nicht, dass wir die Menschen kennen, wir müssen sie auch verstehen, begreifen in ihrer Art. Dr. Max Pulver, der grosse Forscher auf dem Gebiete der Tiefenpsychologie, legte grossen Wert auf die Unterscheidung von «Menschen kennen» und «Menschen verstehen». Dieser Ansicht können wir nur beipflichten, denn es gibt viele Leute, die sehr gute Menschenkennner sind, niemals aber eines Menschen Wesensart ganz zu erfassen vermögen.

Die Erkenntnis des Menschen fängt bei der Selbsterkenntnis an. Wie aber können wir uns selber kennen lernen? Das ist allerdings nicht so einfach. Dem einen fällt es leichter, weil er von Natur aus besinnlich veranlagt ist und soherer auf sein Denken, Fühlen und Handeln stets ein Augenmerk hat. So lernt er sich selber kontrollieren, und durch die Kontrolle über sich selbst kommt er sich selber auf die Spur. Der andere aber lebt in den Tag hinein; er hat keine Zeit, auf sich selbst zu achten. Er weiss wohl, dass er lebt, denn, fühlt und handelt, aber er hat keine Ahnung, in welcher Beziehung seine Äusserungen zu seinem inneren Wesen stehen. Vielleicht hat er gar kein Interesse daran, sich selber näher zu kennen und zu verstehen; unter Umständen kommt er erst nach Jahren zu der Überzeugung, dass die Selbsterkenntnis nicht nur interessant ist, sondern auch einen wirklichen Wert besitzt. Dann wird er plötzlich das Bestreben in sich fühlen, in sich selbst zu gehen und all sein Tun zu prüfen. Wie weit die Selbsterkenntnis uns Menschen gelangt, ist eine andere Frage, denn wir sind uns selbst so nah, dass wir allzu subjektiv eingestellt sind, besonders unser eigenes Ich gegenüber. Wie schnell haben wir doch einen Einwand bereit, um unsere Schwächen zu entschuldigen, und wie viel lieber glauben wir an unsere gute Gesinnung als an unsere schlechten Taten! Wir sind also in der Selbstbeurteilung nur allzu leicht Täuschungen unterworfen, vielleicht ohne dass es uns bewusst ist. Nur ganz wenig ist es gegeben, auch sich selber gegenüber volle Objektivität zu wahren.

Die Selbsterkenntnis ist jedoch nicht nur für sich selber da, sondern sie gibt jedem aufwärtstrebenden Menschen Ansporn zur Selbstvervollkommnung. Wir können, nach Aristoteles, zwar «nicht wollen anders zu sein als wir sind», aber wir tragen die Fähigkeit in uns, uns zu verbessern. So vermag ein willensschwacher Mensch nicht von heute auf morgen willensstark zu werden, sondern es steht ihm nur die Möglichkeit offen, seine schwachen Willenskräfte durch stetes Training bis zu einem gewissen Punkte zu steigern. Nie kann er dabei über sein ihm zugehendes Mass hinausgehen, ohne sich selbst zu schaden. Auch dem anlagemässig nach innen gekehrten Menschen, dem Introvers-

ierten, ist es nicht gegeben, ein Extravertierter zu werden, das heisst, in der Hauptsache nach aussen zu leben.

Um uns in unsern tatsächlichen Werte zu sehen, müssen wir Kenntnis haben von uns selbst, erst dann kann aufbauende Arbeit geleistet werden, und erst dann hat der Mensch die Möglichkeit oder die Macht, sein Leben bewusst zu gestalten. Und wer wollte nicht eigener Gestalter seines Lebens sein? Wenn wir allzu starke Zweifel an uns selbst besitzen und unter Minderwertigkeitsgefühlen leiden, werden wir es freilich nicht weit bringen, denn um das Leben zu meistern, brauchen wir eine durchaus positive Einstellung zu ihm und zu uns selbst. Seien wir uns klar, dass alle Schwarzseher nichts nützt und dass wir sie infolgedessen überwinden müssen wie eine Krankheit. Und erst wenn wir uns auch freuen können in den kleinen Dingen des Alltagslebens, werden wir zu innerer Zufriedenheit gelangen. Zu optimistischer Lebensauffassung kann man sich erziehen, indem man den dunkeln Gedanken keinen Raum gewährt und das unfruchtbare Grübeln über endlose Probleme beiseite legt wie ein ausgetragenes Kleid. Nur so wandelt sich das unglückselige Kämpfen ums Dasein des Pessimisten in ein freudvolles Streben und Ringen in der Wirklichkeit des Zuversichtlichen.

Um also zu wissen, wo unsere Unzulänglichkeiten liegen, und wie diese zu bemeistern sind, ist es nötig, Selbsterkenntnis zu erwerben. Denn was nützt uns die schönste Theorie von der Selbstvervollkommnung, wenn wir sie aus Mangel an Einsicht in unsere Wesensbeschaffenheit nicht verwirklichen können? Um dahin zu gelangen, gibt es neben der Selbstbeobachtung noch einen andern Weg, und zwar denjenigen durch die eigene Handschrift. Die Selbstbeobachtung ist, wie wir schon ausgeführt haben, leider selten frei von Selbsttäuschungen, wohingegen die Handschrift zu einem wahren und objektiven Charakterbild hinführt.

Dr. Max Pulver schreibt in seinem Buche: «Trieb und Verbrechen in der Handschrift» folgendes: «Der Ausdrucksgehalt der Handschrift erweist sich als viel reicher, als es der Dilettantismus von Anhängern und von Gegnern der Graphologie ahnt. Alle Arten des Ausdrucks sind hier vertreten, von der echten Sprache des Wesens bis zu blossen Anzeichen und Signalen für körperliche und nervöse Störungen. Dass die Übergänge fließend sind, dass Merkmale oder Merkmalsgruppen bei der beschränkten Anzahl der vorhandenen Ausdrucks-elemente notwendigerweise zunächst vieldeutig sind, aber es nicht bleiben müssen, erhellt aus den Grundsätzen der Vielschichtigkeit des Lebens überhaupt. Zur Erfassung derselben eignet sich allein die Tiefenpsychologie.»

So, wie jeder Mensch sich auf seine eigene Art ausdrückt, in all seinen Bewegungen, so drückt er sich auch in seiner Handschrift eigen aus. Schon Goethe hat die Beziehung zwischen Handschrift und Charakter erkannt und in einem Ausspruch kund getan, der da heisst: «Schreiber ist umsonst verschwigen, Schreiben selbst ist schon Verrat.» «Verrat» in dem Sinne natürlich, dass der Mensch in seiner Schrift eben schon seinen Charakter verrät und auch die Art seiner Gesinnung nicht ganz verstecken kann. Wohl ist es unmöglich, zum Beispiel auf Grund der Handschrift eines Verbrechers, zu erkennen, ob dieser Mensch wirklich das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, begangen habe. Der Graphologe ist nur fähig, festzustellen, ob die Möglichkeit einer solch verwerflichen Handlung der Gesinnung oder Charaktereigenart dieses Menschen überhaupt entspreche. Gerade die sozialen, assoziativen und antisozialen Verhaltensweisen eines Menschen können nur verstanden werden, wenn wir den ganzen Menschen in seiner Vielfalt zu erfassen vermögen. Wir dürfen nie urteilen, ohne von der Gesamtheit der Struktur der menschlichen Persönlichkeit Kenntnis zu haben; und wo ist nicht am ehesten die Aussicht vorhanden, dieses Wesen zu erkennen, wenn nicht in der eigenen Handschrift? Sie deckt alles auf: alle Zusammenhänge vom Persönlichkeitskern bis hinaus zu den kleinsten Eigenschaften, die Harmonie oder das Chaos im Menschen, bis zu jeglicher Beziehung vom Ich zum Du und der Aussenwelt.

Die Schrift untersteht der Dreiteilung von Geist, Seele und Körper. Die Mittelzone der Schrift, dort, wo die Kleinbuchstaben stehen, sei es auf der gedachten oder wirklichen Zeilenlinie, erkennen wir das Tagesbewusstsein, dort spielt sich alles ab, ab-

was uns bewusst ist: der tägliche Wandel und die Art der Unternehmungen auf dem Boden der Wirklichkeit, Energie oder Willensschwäche, Festigkeit oder Haltlosigkeit etc. Auch das grosse oder kleine Selbstgefühl in allen seinen Ausdrucksformen zeigt sich auf dieser Basis, das heisst also die Selbstsicherheit oder ihr Gegenteil; die Selbstzweifel und die Minderwertigkeitsgefühle. Die seelischen Regungen und deren Auswirkungen sind demnach hier vertreten, sowie die Merkmale für ein reiches oder armes Gemüt.

Die Oberlängen, die obere Region der Schrift also, sind der Gradmesser des Geistes. Es ist die Zone des Intellektes, der sittlichen Mächte und der Religion. Es ist zwar so, dass die Oberlängen nur die geistigen Neigungen, den Wissensdrang und den Idealismus anzeigen, nicht aber deren Qualität und tatsächlichen Wert.

In den Unterlängen hingegen, in den g-Schleifen zum Beispiel, spiegelt sich das Unbewusste. Auch die materiellen und sexuellen Triebe, sowie die praktischen Fähigkeiten und die Verankerungen mit dem Grund des Lebens sind hier vertreten. Die Unterlängen sind fernerhin als Wurzel anzusehen, die den Stamm und die Krone zu tragen haben. Fehlen die Wurzeln, so verliert der Mensch den Halt und die Festigkeit, um all den Stürmen des Lebens zu trotzen.

Da die Handschrift sich aber nicht nur nach der Höhe und der Tiefe ausdehnt, sondern ebenfalls in der Weite von links nach rechts, so haben wir auch diese Dimension einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Links liegt das Ich, die Vergangenheit und die Erinnerung. Je mehr wir nun von all diesem weg-

streben und uns lösen, umso mehr neigt sich unsere Schrift nach rechts. Die rechtsschräge Richtungsbedeutung entspricht also dem Zug zum Mitmenschen und zur Aussenwelt. Sie zeigt somit das Sichhingeben an das Du und die Zukunft, während die linkschräge Lage Selbsterhaltung und Besonnenheit kundtut.

Die Bindungsformen einer Schrift verraten uns, wie sich der Mensch in seinen Beziehungen zur Umwelt benimmt. Dass der weiche Mensch in weichen Bewegungen schreibt, dürfte als selbstverständlich gelten, so wie sich der Harte scharf und schroff ausdrückt. Hier auf die einzelnen Bindungsarten einzugehen, würde zu weit gehen. Mit diesen Ausführungen soll nur angedeutet werden, auf welche Weise wir uns in unserer Schrift ausdrücken und wie es möglich ist, unsere Denk- und Wesensart daraus zu entnehmen.

Wie soll man sich nun aber in der Handschrift selber entdecken können? Wir sind doch nicht alle Graphologen. Wohl erhalten wir auch ohne graphologische Kenntnisse einen bestimmten Eindruck von unserm Schriftgebilde, doch ist dieser Eindruck hauptsächlich intuitiv und darum Täuschungen unterworfen. Viel mehr als einzelne Charaktereigenschaften wird der Laie nicht aus seiner Handschrift herauslesen können. Wer jedoch den Drang in sich spürt, sich in seiner Vielfalt zu erkennen, der kann seine Schrift von einem Graphologen beurteilen lassen. Was er durch seine Handschrift über sich selbst erfährt, bringt ihn zur Selbsterkenntnis und kann so für sein zukünftiges Leben von grosser Wichtigkeit sein.

Rös Gessert

Die Frau in Indien

Das Auftreten des unvergesslichen Mahatma Gandhi, des Vorkämpfers für die Unabhängigkeit des Subkontinentes, bedeutete auch eine entscheidende Epoche im Kampf um die endgültige Freiheit der indischen Frau. Er wandte sich an die indischen Frauen und rief sie aus der häuslichen Abgeschlossenheit zur Beteiligung am friedlichen Befreiungskampf auf, am passiven Widerstand, den er zur Maxime erhoben hatte. Man kann sagen, dass dieser Schritt weittragende Bedeutung hatte, und die Leistungen der Frau stellten teilweise diejenigen der Männer weit in den Schatten. Ihr Selbstbewusstsein nahm zu. Vor allem darf der Kampf um die Kinderrechte und die Abschaffung des Verbotes der Witwenwiederverheiratung zu den Pioniertaten gerechnet werden. Allerdings nimmt im Heim die indische Frau seit Jahrhunderten die erste, hochgeachtete Stelle ein, und bei der Begrüssung ehren die Söhne die Mutter mit Fussfall, und die Schwestern werden hochverehrt. Die Frauen brachten es auch in Indien zu hohen Ämtern; so wurde die Dichterin Sarojini Naidu Gouverneurin; eine Frau ist Minister für Gesundheitswesen, und die führende Stellung von Frau Pandit ist überall bekannt. Das indische Oberhaus zählt 15 weibliche Abgeordnete. Auch in den freien Bereichen haben sich Frauen bereits einen Namen gemacht und sich sehr bewährt. Indien umfasste Ende 1953 eine Gesamtbevölkerung von fast 357 Millionen Menschen, davon waren 174 Millionen weiblichen Geschlechts, das ist ein Verhältnis von 1000 Männern zu 947 Frauen gleichkommend. Dieses Verhältnis wechselt natürlich in den einzelnen Provinzen, und in den Städten, wie zum Beispiel Kalkutta, kommen auf 1000 Männer nur 570 Frauen, in Bombay 596 und in Kanpur 699. Nach der Bevölkerungsstatistik zu schliessen, sind Kinderheiraten trotz des gesetzlichen Verbots, das seit mehr als 20 Jahren in Kraft ist, noch immer recht häufig. 6,3 Prozent der männlichen und 14,6 Prozent der weiblichen Bevölkerung zwischen vier und vierzehn Jahren sind bereits verheiratet. Sonst liegt das Heiratsalter der Frauen im allgemeinen zwischen 15 und 24 Jahren. Auch die Wiederverheiratung von Witwen hat sich noch nicht durchgesetzt; denn 43 Prozent verwitweten oder geschiedenen Männern über 75 Jahre stehen 78 Prozent verwitwete oder geschiedene Frauen der gleichen Altersgruppe gegenüber. Nur 0,2 Prozent der verheirateten Frauen leben in polygamen Ehen. Aber nicht nur in hohen und höchsten Stellungen, sondern auch bei der Aufbauarbeit der letzten Jahre standen die Frauen nicht abseits. Aktive Helferinnen gingen in den Dörfern von Tür zu Tür, um die Frauen zur Mitarbeit aufzufordern, allzu konservative Vorstellungen zu berichtigen und um ihren

Schwestern die Bedeutung dieser Arbeit und ihrer Mitarbeit klarzumachen. Die freiwillige Sozialarbeit hat in Indien eine alte Tradition. Auf vielen Gebieten haben freiwillige Helfer in der sozialen Arbeit Pionierdienste geleistet, der Arbeit den Weg gewiesen und sie geleitet. Kaum ist in der Geschichte je ein derartiges, gewaltiges soziales Experiment gemacht worden, wie ihn der soziale Umbruch auf dem Lande in Indien darstellt. Das Ziel dieser Arbeit ist es, den Lebensstil und den Lebensstandard von 360 Millionen Menschen innerhalb verhältnismässig kurzer Zeit zu verbessern, wobei auch noch die wirtschaftliche Rückständigkeit in vielen Gebieten in Betracht gezogen werden muss.

Indiens Frauen und Indiens Männer wollen dieses Problem meistern, wie es Mahatma Gandhi gelehrt hat, durch friedliche und demokratische Mittel; denn nur bei diesen Mitteln, so glauben die Inder, liegt die Lösung, und dies nicht nur für Indien, sondern für die ganze Welt, und nicht nur heute, sondern auch in Zukunft. Die Statistiken zeigen, dass in Indien das Verhältnis der weiblichen zu den männlichen Landarbeitern sich wie 1:3 verhält. In der Textilindustrie sind 50 Prozent Frauen beschäftigt, in der Seidenindustrie allein 60 Prozent. Die Gesamtzahl der weiblichen Arbeiter geht infolge des Verbotes der Nachtarbeit, der Mutterschutz- und Kindergarten-Gesetzgebung laufend zurück; aber trotz des Arbeitsverbotes sind in Bergwerken immer noch Frauen beschäftigt. Bis vor kurzer Zeit zählte man 19 865 Frauen, welche untertags arbeiteten. 61 427 Frauen waren sonstwie für die Erdindustrie beschäftigt. Trotz der gesetzlichen Gleichstellung ist aber die Entlohnung der weiblichen Arbeitskräfte nur selten befriedigend. Auf einigen Plantagen erhalten die Frauen zum Beispiel nur 80 Prozent des Lohnes der Männer; in der Juteindustrie verdienen sie nur zwischen 75 und 80 Prozent des Männerlohnes. Die Arbeitsschutzgesetzgebung hat sich noch nicht überall durchgesetzt, und viele Arbeitgeber stellen entwe-



Flandrina v. Salis vertraut ihr seelisches Erleben, oftmals verhüllt hinter Abgewogenheit und bündnerischer Herbe, der Kunstform fern-östlichen Ausdrucks an. Vornehm und ureigen schwingt ihr Wesen durch die «Jahreszeiten» der «Mohnblüten». Ursprünglich steht die Urenkelin Joh. Gaudenz v. Salis im Blickfang der jungen Bündner-Dichtung, inspiriert von derselben schöpferischen Liebe zur Heimat, die den Vorfall zum grossen Bündner Dichter formte.

Weite

Endlose Weite
Des Sommerabends im Dunst —
Gilt eigene Not?

Herbststürme

Ich liebe den Kampf
Der Sturmnacht, denn stark und fest,
Leuchtturm, weiss ich dich.

Engadiner Jungmädchenzeit, Italienfahrten mit Arbeit beim Roten Kreuz (der Vater, Dr. med. H. W. v. Salis, war während der Kriegsjahre in Rom am Internationalen Komitee vom Roten Kreuz tätig) ein Pariser Aufenthalt, im Sekretariat der Schweizer Spende in Bern und einige Jahre Praxis in einem Zürcher Buchhandel figurieren als wichtige Schwellen vor dem sich öffnenden Tor. Erste journalistische Wirke und Übersetzungsaufträge sind Vorläufer der Mohnblüten. Der heimatlichen Scholle aber, dem Schloss Bothmar zu Ma-

lans in der Bündner Herrschaft, kommt der Weckruf zu, der die lyrische Erbanlage quellen hiess.

Konrad Meili, begabter Zürcher Maler in Paris und Japan — Schweizer starker Prägung, schmückt mit farbiger Zeichnung das Titelblatt. Japan durch langjährigen Aufenthalt aus engste zugezogen und tiefer noch verbunden durch seine Gattin Kikou Yamata, die als Schriftstellerin eine gute französische Feder führt, weiss Konrad Meili mit weiteren Zeichnungen den Mohnblüten würdigen Nachdruck zu verleihen, in einer in sich geschlossenen Art der Naturverbundenheit. O. Stämpfli

Der Alpenarten Schynige Platte, von H. Itten, Verlag Berner Heimatliteratur 59, Verlag Haupt 1955.

Das ist ein ganz prächtiger Band der Heimatliteratur, und wer sich durch den Verfasser, den rührigen Präsidenten und unermüdeten Betreuer dieses schönen Alpengartens, Herr Hans Itten führen lässt, wird schöne Stunden, und eine Offenbarung der Alpenflora erleben. Der Bau der Bergbahn auf den schönen Punkt am Fusse des Faulhorn löste den Gedanken an einen Alpengarten aus, der dann auch 1927 zur Tatsache wurde und sich seither zu einem Zentrum der Alpenflora-Forschung entwickelt hat, um zugleich durch die Schönheit seiner Anlagen jeden, der Natur noch einigermaßen verbundenen, Besucher zu erfreuen.

Der kleine Band enthält neben einer Einführung in Entstehung und Organisation des Alpengartens eine Reihe der schönsten Landschafts- und Alpenblumenbilder, die man sich wünschen kann, um Berg- und Blumenfreunden im In- und Ausland Freude zu machen. El. St.

Schweizerisches Jugendschriftenwerk

Jahresbericht 1954

Das Schweizerische Jugendschriftenwerk ist einem ständig wachsenden und stärker werdenden Baum zu vergleichen, der an der Schweizer Jugend eine dreifache, wertvolle Aufgabe erfüllt.

Durch die Lektüre der interessanten, lehrreichen, unterhaltenden Hefte erfüllen sich die Mussetstunden vieler Kinder mit frohem Erleben. Das Schweizerische Jugendschriftenwerk schenkt ihnen Freude. Es nährt sie aber auch, indem es sie belehrt, erregt und zum frohen Tun anregt. Der Horizont erweitert sich, die sittlich-geistigen Kräfte nehmen zu und selbst die manuellen Fertigkeiten mehren sich. Es ist ein gesundes Wachstum, das angeregt und gefördert wird, beglückend für die Jugend selber, aber auch für diejenigen, die sie betreuen. Die dritte grosse und wertvolle Funktion des Schweizerischen Jugendschriftenwerkes besteht im Beschützen. Wer unter der breiten Krone dieses Baumes Platz nimmt, kann nicht vom Windhauch des Schundes berührt werden. Die Seele bleibt bewahrt vor Verderben, die überall dort so leicht eintritt, wo Kinder und Jugendliche der Einwirkung der schlechten Lektüre schutzlos preisgegeben sind. Es ist für die Entwicklung unserer Jugend ausserordentlich bedeutungsvoll, was sie liest, weshalb das Schweizerische Jugendschriftenwerk nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Die Bedeutung erhöht sich in dem Masse, als es mehr und mehr Eingang in alle Schichten der Bevölkerung und in die Herzen unserer Jugend findet. Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache und lassen dankbar erkennen, dass nicht umsonst gearbeitet wurde. Es wurden im vergangenen Jahr 743 798 Hefte und 11 836 Sammelbändchen verkauft gegenüber 715 985 Heften und 11 037 Sammelbändchen im Vorjahr. Im ganzen haben seit Bestehen des Werkes beinahe 11 Millionen Hefte den Weg zu unseren lesefreudigen Kindern gefunden. Da die Wirkungen unsichtbar seelisch-geistiger Art sind, können sie nicht gemessen und in Zahlen ausgedrückt werden. Doch sie sind trotzdem da. Dies zu wissen genügt, um dem Schweizerischen Jugendschriftenwerk, das im vergangenen Jahre 38 neue Hefte, 21 in deutscher, 9 in französischer, 5 in italienischer und 3 in romanischer Sprache herausgegeben hat, erneut volles Vertrauen zu schenken, ihm die Treue zu wahren, es nach Kräften zu unterstützen und dadurch die Dankbarkeit für Träger und Helfer des Werkes zum Ausdruck zu bringen. Dr. E., Bern

Die Masche

Monatszeitschrift für modische Handarbeiten

Die Augustnummer dieser im Fachschriftenverlag AG Zürich erscheinenden Monatszeitschrift für modische Handarbeiten, redigiert von Hedy Püschel-Wolf, ist wieder reich mit Modellen, Vorlagen und Anregungen aller Art dotiert und wendet sich mit den vorgeschlagenen PuHovern und Blusen aus Wolle, den Kreuzsticharbeiten für verschiedene Zwecke und der vielseitigen Verarbeitung des Werkstoffs Jute bereits dem Abschrieb vom Sommer zu.

der keine Frauen ein oder entlassen sie aus geringfügigen Gründen und fast regelmässig bei Anzeichen einer Schwangerschaft.

In Indien besteht theoretisch die Freiheit in der Berufswahl. In vielen Berufen, vor allem aber bei den Amtsstellen, im Unterrichtswesen und in Büros, ist der Bedarf an weiblichen Arbeitskräften grösser als das Angebot an ausgebildeten Arbeitskräften. Allein in der Hauswirtschaft kann man von einem bedeutenden Anteil der Frauen sprechen; es entfallen hier auf 1000 Arbeitnehmer 808 Frauen. Die grösste Industrie ist die Textilindustrie im allgemeinen und die Baumwolltextilindustrie im besonderen, welche 800 000 Arbeitnehmer, darunter, wie erwähnt, 50 Prozent Frauen, beschäftigt. 1953 feierte die Baumwollindustrie ihr 100jähriges Bestehen. Alle Schichten der indischen Bevölkerung haben bei der Entwicklung dieser Industrie mitgeholfen. Ausser den Fabrikarbeiterinnen und Fabrikarbeitern zählt man gegen zwei Millionen Handwebende beiderlei Geschlechts. Gegenwärtig ist der Durchschnittsverbrauch an Stoffen in Indien verhältnismässig gering; er beträgt nur 12 Meter pro Kopf, gegenüber 19 Metern in Japan, 17 Metern in Ägypten, 30 Metern in Westdeutschland und 58 Metern in den Vereinigten Staaten.

Nun möchten wir unseren Leserinnen noch einen kleinen Ueberblick über die

Textil-Industrie im östlichen Indien

geben. Der politische und wirtschaftliche Schwerpunkt des Subkontinents wurde noch vor dem christlichen Zeitalter auf die östlichen Gebiete Indiens verlegt und grosse Städte entstanden. Die gegenwärtige industrielle und kommerzielle Entwicklung Ostindiens ist hauptsächlich auf die handwerkliche Geschicklichkeit und wirtschaftliche Tüchtigkeit seiner Bewohner zurückzuführen. Ostindien setzt sich vorwiegend aus den Staaten West-Bengalen, Bihar, Orissa und Assam zusammen. Diese umfassen eine Fläche von etwa 642 500 Quadratkilometer und eine Bevölkerung von 88 Millionen. Neben Reis werden Tee, Jute und Zuckerröhre gepflanzt, und die zahlreichen Teeplantagen, Jute-, Spinn- und Webwerke gehören zu den lebenswichtigen Arterien der indischen Wirtschaft.

Der Juteanbau stellt ein landwirtschaftliches Grossunternehmen der ostindischen Pflanzler dar. Auf diesem Gebiete halten sie ein sehr starkes Mo-

nopol. Nahezu 400 000 Menschen sind in Jute-Industrie und Handel beschäftigt. Der Verkauf von Jute und Juteprodukten an das Ausland bringt Indien jährlich 1300 Millionen Rupien ein. Die lange Reihe gut organisierter Jutefabriken entlang beiden Gangesufere in Gross-Kalkutta zeigt deutlich, wie durch wirtschaftliche Kräfte Industrien lokalisiert werden können. Die Fabriken bieten ein Beispiel, wie wirksam die Industrien in Indien entwickelt und gefördert werden können.

Die Seidenraupenzucht und die damit verbundene Gewinnung von Rohseide verschaffen einer grossen Bevölkerungsschicht in Indien Beschäftigung. Ostindien, vor allem Assam und Westbengalen, spezialisieren sich auf Seidenraupenzucht und Seidenherstellung. Grosse Berühmtheit haben die Endi- und Mugaisende aus Assam und die Garads von Murshidabad, Malda und Vishnuapur erlangt. Auch in den Staaten Orissa und Bihar werden prächtige Seidenstoffe fabriziert. Eine besonders starke Naturseide wird in Ostindien auf Heimindustriebasis hergestellt. In der Weberei und Stickerei sowie beim Färben und Drucken der Seide finden eine grosse Anzahl Menschen Beschäftigung. Der Seidenhandel ist im ganzen Gebiet weit verbreitet und ziemlich einträglich.

Wenden wir uns nun den Industriezentren Indiens zu. Da ist vor allem Gross-Kalkutta zu erwähnen. Die dortige Industrie konzentriert sich vornehmlich auf Jute- und Baumwollfabrikation. Eine sehr hoch entwickelte Handwebindustrie bringt prachtvolle, ausserordentlich feine Baumwollarsen auf den Markt. Auch künstlerisch tut sich Kalkutta hervor, unter anderem auch in der Stickerei.

Sozzusagen der gesamte Import und Export eines grossen Teiles des Subkontinents geht über den Hafen von Kalkutta, was zur Entstehung einer grossen Anzahl Handelshäuser führte, die sich auch mit dem An- und Verkauf von Jute, Baumwollartikeln, Maschinen und Chemikalien befassen. An der grossen Börse und auf dem Jute-Markt herrscht unablässig Tag und Nacht Hochbetrieb; die Transaktionen, die dort täglich getätigt werden, gehen in die Millionen.

Sicherlich kann man heute die wirtschaftliche Zukunft Ostindiens als verheissungsvoll bezeichnen. — nn

menschlichen Zusammenschluss das gegenseitige Befreien fördern möchte. Welch ein Glück für viele Teilnehmer an den Kursen, von der Wigman (und auch von der Chladek) wieder auf die Quellen ihrer Kunst aufmerksam gemacht zu werden. — M.

Die Töchtertschule

Zwei Abstimmungen bewegten vor einiger Zeit die Gemüter: dass die Vorlage über die staatliche Leistung an die Töchtertschule in Zürich angenommen werde, schien gesichert. Dagegen war das Ja für die Forchbahn-Vorlage recht umstritten. Für die letztere Vorlage sind mehr Ja in die Urne gelegt worden als für jene die Töchtertschule betreffende. Von den rund 41500 Nein war die Landschaft mit rund 25 000 verwendenden Stimmen beteiligt, obgleich inkünftig nun gerade die Töchter des Landes denjenigen der Stadt gleichberechtigt werden sollten. Glücklicherweise waren die Ja doch noch überwiegend. Aber warum so viele Nein? Ist heuteutage die Frau nicht gezwungen, eben denselben Existenzkampf zu führen wie der Mann? Soll ihre Ausbildung schlechter sein als die des Mannes? Soll sie weniger gut vorbereitet und geschult an ihren Arbeitsplatz treten? Soll die Frau keine höhere Schulung haben dürfen, wenn ihre Aufgabe es erfordert? Soll die Frau immer «unten» gehalten werden? «Immer noch mehr Affen!» stand auf einem der Stimmzettel. Wer so etwas schreibt, spricht sich sein Intelligenz- und Anstandsgefühl selbst. Der Satz an sich wäre zu einfältig, um erwähnt zu werden, stünde dahinter nicht die Gesinnung, die, wenn auch nicht so dumm und unsachlich ausgedrückt, eben doch die Grundhaltung vieler Neinsager ist. Es mahnt zum Aufsehen, wie sich ein grosser Teil unserer Männerwelt zur Schulung der Frau stellt. Diese Männerwelt kennzeichnet sich damit in erster Linie selbst. Ja, man ist versucht, zu glauben, dass sie aus Angst so gestimmt hat. Angst, dass die Frauenwelt gescheitert wird als sie!!! Angst, dass sie sich (nämlich die Männer) aus ihrer bisherigen «Herren der Schöpfung-Stellung» aufraffen und einen weiteren Horizont gewinnen müssen, wollen sie nicht eines Tages überfüllt und ins Hintertreffen geraten sehen. So ist's aber gar nicht gemeint. Sondern so: Männer und Frauen gleichberechtigt! Dass sich aber «Männer» finden, die so billige Phrasen auf die Stimmzettel schreiben, zeugt uns Frauen nur, dass eben solchen «Männern» gerade das fehlt, was sie uns absprechen möchten: sachliche Beurteilung, staatsbürgerliche Fähigkeit, Weiblichkeit! Vor allem aber fehlt solchen «Stimmbürgern» das Niveau! — B.-L.

Bibelsonntag 1955

Der Zürcher Kirchenrat richtet die herzliche Bitte an die Kirchenpflegen und Pfarrämter, den letzten Sonntag des Monats August wiederum als Bibelsonntag zu begehren. Im Gottesdienst möge die einzigartige Bedeutung der Heiligen Schrift für den Glauben und das Leben unserer evangelisch-reformierten Kirche durch Predigt, Gebet und Lied bekundet werden. Die Gemeinde soll sich auf neue bewusst werden, welch grosse Gabe ihr in der Bibel anvertraut ist gemäss dem Worte Zwinglis: «Zu diesem Schatze, dem gewissen Wort Gottes, gilt es unser Herz hinzulenken.»

Die Kollekte des Bibelsonntags kommt dem Bibelfonds zugute, der für die Verbilligung unserer Zürcher Bibel nötig ist. Es handelt sich nicht darum, einen Fonds zu «äufnen», sondern immer wieder die dringend nötigen Mittel zu erhalten, um das Werk der Verbreitung der Zürcher Uebersetzung zu fördern. Erfreulicherweise wird die grössere Ausgabe mit den Apokryphen (Traubibel) aller Voraussicht nach auf Weihnachten dieses Jahres erscheinen. Der Vorzug der Zürcher Bibel, einen sorgfältigen, dem Original möglichst nahen Text in moderner Ausdrucksweise zu bieten, wird immer mehr geschätzt, im Inland wie auch im Ausland.

Veranstaltungen

Kurs über Berufsberatung Behinderter

In Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, Sektion für berufliche Ausbildung, veranstalten die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft zur Eingliederung Behinderter in die Volkswirtschaft und der Schweizerische Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge vom 10. bis 15. Oktober 1955 in Zürich einen dritten Kurs für Berufsberatung und berufliche Eingliederung Behinderter. Der Kurs bildet den ersten Teil einer dreiteiligen Kurserie, die im Frühjahr und Herbst 1956 fortgeführt wird und bezweckt, Berufsberatern, Heilmleitern, Personalchefs Werkmeistern, Lehrern und weiteren Interessenten, die sich beruflich mit Behinderten befassen, durch Referate, Besichtigungen und Erfahrungsaustausch eine systematische Einführung zu vermitteln. Der bevorstehende erste Kurs ist hauptsächlich der Person des arbeitssuchenden Behinderten und der Organisation der Invalidenhilfe gewidmet. Im zweiten und dritten Kurs werden vor allem Fragen der Begabungsuntersuchung, der Arbeitsvermittlung und Arbeitsplatzgestaltung behandelt. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Ausführliche Programme sind beim Zentralsekretariat für Berufsberatung (Postfach Zürich 22, Telefon (051) 32 55 42) erhältlich.

Mitteilung

Kunststube Maria Benedetti, Küssnacht ZH

Die bekannte Galerie im gutgeführten Restaurant in Küssnacht ZH zeigt bis Mitte September Werke von Margrit Ackermann, Emil Rüttschi, Peter Thalman, Plastik von Hermann Hubacher, H. Haller, Meinrad Marty, sowie schweizerische, französische und holländische Meisterwerke.

Radiosendungen

von 28. August bis 3. September
 sr. Montag, 28. August. 14.00: Notiers und probiers: Winke aller Art, Pikantes, Fleisige Hände. Das Rezept. Was möchten Sie wissen? — Dienstag, 30. August, 14.00: Was Frauen gerne lesen. Ein Buchhändler plaudert. — Mittwoch, 31. August. 14.00: Die kommende Wintermode. Bericht aus Paris. — Donnerstag, 1. September. 14.00: Für die Frauen: Die Wilde vom Arroyon. — Freitag, 2. September. 14.00: Die halbe Stunde der Frau: 1. Liebe und Ehe in Kaschmir. 2. En Maa seit derzue... —

Redaktion:

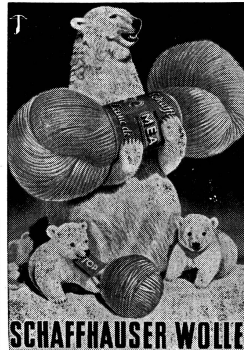
Frau El. Studer-v. Goumoëns abwesend
 Vertretung: Frau B. Wehrli-Knobel, Zürich 1
 Kuttelgasse 3, Tel. (051) 23 43 65

Das zehnjährige Jubiläum

der Internationalen Ferienkurse für Tanz und Gymnastik, die vom Schweizerischen Berufsverband vorbildlich organisiert werden, ist ein erfreuliches Zeichen für die nun wahrhaft traditionell gewordenen vierzehnjährige Studienzeit, diesmal durch reine Gymnastikkurse verlängert. Wieder sind die Meister Mary Wigman und Rosalia Chladek, Harald Kreutzberg, Victor Gsovsky und Sigurd Leeder im Zürcher Rigiblick eingetroffen und haben fast 200 Schüler vorgefunden, die allerdings zum grossen Teil selber schon längst künstlerisch selbstständig tätig sind. Neu zu den Lehrern ist Anna Sokolow von New Yorker Marta-Graham-Schule getreten, die durch eigene Vorträge das Studium der Tanzgesetze vervollkommen möchte. Rosalia Chladek, Amélie Schmolke (Köln) und Grete Luzi (Zürich) leiten die Gymnastik-Stunden. Aus vielen Ländern wie Finnland oder Griechenland, der Türkei oder den Vereinigten Staaten haben sich die Interessenten eingefunden, um ihre Fähigkeiten an den Vorbildern der 'Grossen' zu überprüfen und überprüfen zu lassen. Schon

die Bezeichnungen der einzelnen Kurse sind höchst aufschlussreich über das Gebotene und Verlangte: Das schöpferische Element im Tanz, die Sprache der Bewegung, die Technik der Tanzkomposition, Gesetze der Tanztechnik. — Und doch vermag man beinahe alles auf einen Nenner zu bringen: der Ausdruck herrscht vor, das Charakteristische und Charakterliche. Von eigentlichem Zweispart seelischen Gefühls oder der leichten Grazie dahinschwebender Körperleichtigkeit spürt man nichts. Ein Abend von etwa zwanzig Szenen, Ekstase oder Groteske, Kompositionen oder Kull geheissen, zeigte diese Tendenz in ihrer wechselnden Form. Wir möchten dem mehr Weiblichen den Vorzug einräumen. Das irgendwie gewalttätig Wirkende (die Weiterführung der Wigman-Richtung durch die Graham) beeindruckt sehr und ist stellenweise mit seinem Stampfen und Springen, Ausschreiten und Umherwälzen auf dem Boden ungemein intensiv. Doch ist es dann wie eine Erleichterung, wenn plötzlich ein ironischer Negertanz eingelegt wird. Das Seelische tritt vor dem Energrischen zurück, und hier dürfte ein Missverstehen der ursprünglichen Wigman'schen Absicht liegen, die ja den

Insenerieren Sie im Schweiz. Frauenblatt



SCHAFFHAUSER WOLLE

Berücksichtigt die Inserenten des Frauenblattes

HANS KASPAR A. G.
 Trustfreie Speisefettfabrik
 Zürich 3/45
 Telefon (051) 33 11 22 Ipsophon (051) 33 11 27

Alkoholfreie Gaststätten laden Sie ein

Täglich 8 Menüs zu
 2.10 2.30 2.60 3.- 3.80
 Kaffee und Patissierie — prima
 CAFE APOLLO BAR
 MIT DEM BERÜHMTESTEN KAFFEE FÜR KENNER
 Zürich, am Staufferhof, im Hause Kino Apollo

Conditorei — Tea-Room E. Ammann

Kirchgasse 6 Zürich 1
 Nähe Wasserkirche/Helmbaus
 Feinste Patissierie und Gebäcke
 Qualitäts-Kaffee und Tee. Heimelige Räume.

DIE FRAU IN KVNST UND KVNSTGEWERBE

India Store
 Frau Eva W. Walter, Zürich 1. Telefon 34 55 00
 Schoffelgasse 3
 (Seitenlange Limmatquai 46 abzwelgend)
 zeigt aparte und preiswerte Erzeugnisse indischen Schaffens

Küssnacht, Zürich
 Kunststube Maria Benedetti
 Seestrasse 160, Tel. 91 07 15
 Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

In der Webstube Bühl-Nesslau ist Gelegenheit geboten Ferien mit Handweben zu verbinden. Wir sind weitgehend für individuelle Wünsche eingeleitet. Besuchen Sie Ende September unsere Ausstellung.
 Familie Reber, Bühl-Nesslau
 Telefon (074) 7 30 62

Bieri-Möbel
 seit 1912
 Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38
 Fabrik in RUBIGEN Bern

25 Jahre Gipfelstube
 Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spez. Gipfel in der
 Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich

Hotzli die beliebten Spezial-Eierteigwaren
 PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A. G. WILA

Guets Brot Feini Guetzli Zürich
 Hauptgeschäft Seefeldstrasse 119, Telefon 24 77 61
 Tea Room Suvretta, Bahnhofstrasse 61, Telefon 23 34 31
 Tea Room, Bahnhofplatz 1, Telefon 27 12 05

i wett i hätt Wyßburger Mineral- und Tafelwasser!

J. Leutert Metzgerei Charcuterie
 Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
 Zürich 1
 Schiltengasse 7
 Telefon 23 47 70
 Filiale Bahnhofplatz 7